

Weihnachtsreih

Heinrich war sich eigentlich ziemlich sicher, dass er nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubte. Wenn er überhaupt jemals an ihn geglaubt hatte. Seine Kindheit, gelebt in einem kleinen hessischen Dorf, war von einer gut katholischen Erziehung grundiert. Sein Vater ein katholischer Postbeamter, seine Mutter eine Sozialarbeiterin im Dienste der Diakonie. Dementsprechend waren Weihnachtsfeste für ihn und seinen Bruder Andreas stets eine Angelegenheit mit einer großen Krippe, einem in das Wohnzimmer gepflanzten ausladenden Weihnachtsbaum, behängt allerlei goldfunkelnden Kugeln und einem saftigen Braten. Irgendwann hatte sein Vater, der sich zum Musiker berufen fühlte, und auch im Kirchenchor sang, stets zum Schifferklavier gegriffen und seine Söhne aufgefordert, mit ihm einige andachtsvolle Lieder zu singen. Das misslang meistens, tat der weihnachtlichen Stimmung aber keinen Eindruck. Heinrich meinte sich zu erinnern, dass in seiner frühen Kindheit ein rot bemantelter, mit einem Rauschbart ausgestatteter, älterer Mann die Geschenke gebracht hatte. Aber die Zeit war lange vorbei. Jahrzehnte schon wohnte Heinrich schon in der Großstadt, in der unförmige Betonpilze aus dem Boden schossen und Verkehrsstraßen zu sinnlosen Hindernisparcours machten, in denen denen sich weder die Radfahrer, denen die Stadtmöbel zugute kommen sollten, noch die Autofahrer, die sich davon gegängelt fühlen, sinnvoll fortbewegen konnten. Trotz Nieselregens hatte er es heute geschafft, zum Weihnachtsfeier des Hausprojektes zu gelangen, in dem er als gelernter Zimmerer vor einigen Tagen mitgeholfen hatte, einige neue Dachbalken zu installieren.

Er stand mit einigen der Bewohner an dem eisernen Kübel, in dem das Feuer von dem frischen Restholz in der eingebrochenen nächtlichen Dunkelheit munter knisterte, hatte die Flasche Sekt geöffnet, die schon seit einigen Monaten in der provisorisch errichteten Küche verwaist gewesen war und sann in sich versunken über sein Leben nach. Das frische Holz der Balken, die er dem Hausprojekt gespendet hatte, erinnerte ihn an seine ersten Jahre in der Stadt, als er sich ausprobiert hatte: als DJ, als Chauffeur, als Ausstellungsbauer. Auch das Holz hier stammte von einem geplanten Ausstellungsaufbau, der dank der Pandemie im letzten Moment abgesagt worden war. „Was sind denn das für doofe Wasserwürste“, herrschte Otto ihn an. Heinrich, der zwar ein passabler Koch war, aber über nur mangelhafte Kenntnisse in der Bockwurstzubereitung verfügte, hatte die Herdflamme nicht rechtzeitig herunter geregelt. Das Wasser hatte gekocht, die Würste waren geplatzt. Otto war ungehalten. Was aber auch nichts an Heinrichs Melancholie änderte. Gerne hätte er den von ihm immer noch so empfundenen Heiligen Abend mit Susanne und seinem neunjährigen Sohn Moritz verbracht. Aber die Frau, von der er lange Zeit gehofft hatte, sie werde seine Lebenspartnerin, hatte ihm bedeutet, dass es da andere gebe, die von seiner Gegenwart nicht

begeistert sein würden und sie ihre gemeinsame Beziehungsgeschichte lieber keiner allzu großen Sentimentalität an bedeutungsgeladenen Tagen aussetzen wolle. Also kaute Heinrich seinen Kartoffelsalat und fand, dass die „Wasserwurst“ auch nicht anders schmecken würde als eine ordnungsgemäß zubereitete Bockwurst.

Otto wischte auf seinem Mobilphon. „Hier, schau was mir mein Neffe geschickt hat“, wendete er sich Heinrich zu. Ein Video poppte auf. Feuerwerk, Zahlen, herunter gezählt von Zehn, ein Weihnachtslied abwechselnd vorgetragen von Ottos anscheinend zahlreicher Verwandtschaft. Dann: ein Weihnachtsmann. Heinrich schreckte auf. War das nicht Martin? Der Martin, mit dem er vor nun schon zwei Jahrzehnten Ausstellungen aufgebaut hatte, als dieser nach seinem Kunststudium angefangen hatte, sich nach einer wirtschaftlich tragfähigen Einnahmequelle umzusehen. Eine Frau hatte sie entzweit. Irgendwann hatte Heinrich die Adresse und Telefonnummer von Otto verloren, auch in den sozialen Netzwerken war er nicht auffindbar. Heinrich vermutet, dass Otto aus irgendeinem Grund nicht mehr an seine Zeit in der Großstadt erinnert werden wollte, die er vor gut einem Jahrzehnt verlassen hatte. Sie hatten sich aus den Augen verloren. Janette, das gemeinsame Kind mit Susanne und eine gescheiterte Firmengründung von Heinrich hatten ihn einige Zeit lang völlig in Beschlag genommen. Die Freundschaft und der Kontakt zu Martin war völlig abgebrochen. Aber das war er dort in dem Video, mit weißem Rauschebart, sonderbaren Mustern auf dem roten Mantel, aber unverkennbar schelmisch aus seinen immer noch hollywoodtauglichen blauen Augen strahlend. „Wo ist das? Weißt du wer der Weihnachtsmann ist?“ fragte Heinrich Otto. „Keine Ahnung, wohl irgendeiner, den meine Schwester für die Kinderbespaltung engagiert hat, oder den sie den sie sonstwie kennt“, erwiderte Otto. Seine Schwester Bettina lebe in Mecklenburg-Vorpommern, in einem kleinen Dorf, dort leite sie den örtlichen Kindergarten und sei wohl bestens vernetzt. Er kenne nicht alle ihre Bekannten, könne Heinrich aber ihre Telefonnummer und Kontaktdaten geben. Bettina war allerdings nicht unmittelbar zu erreichen.

Als Heinrich seinen dunkelroten Kia am nächsten Tag über die weiten Felder Mecklenburg Vorpommerns steuerte, war er sich nicht mehr so sicher, Martins Lächeln erkennt zu haben. Aber es war nicht wirklich wichtig. Der blaue Himmel, betupft mit einigen Wattewölkchen, spannte sich über der beruhigend langweiligen Landschaft. Von schwarzbraunen Ackerkrumen flatterten gelegentlich schwarze Krähen und Reiher auf, gelb gewordenes Gras stakste am Straßenrand. Bettina lud ihn auf einen Tee ein, während die Kinder mit den am Vorabend erhaltenen Geschenken unter dem mit Lametta behängten Weihnachtsbaum spielten und dann mit Bettinas Mann zusammen versuchten, die neue Spielzeugeisenbahn in Gang zu setzen. „Das ist Lin Su, der hier gerade eine alte Papierfabrik gepachtet hat und Japanpapier herstellen will“, erklärte Bettina, sie könne ihm ihre

Adresse gerne geben. Er sei einer der Väter aus dem Kindergarten. Japanpapier in der Provinz, hört sich doch irgendwie nach Martin an, dachte Heinrich.

Fünf Frauen, gekleidet in bunte japanische Gewänder hatten sich im Hof der Fabrik aufgereiht, als Heinrich auf das Gelände fuhr. Es waren die Geschwister der Frau Martins, die vor zwei Jahren gestorben war. Arbeit gefunden hatten sie in einer wieder belebten Textilfabrik, die versuchte mit der Herstellung traditionell asiatisch gewirkter Stoffe eine Marktnische zu finden. Mit seinem Mobilphone sandte Martin die völkerverbindende Botschaft fremdländischer Webkunst aus Mecklenburg-Vorpommern unmittelbar in die weite Welt.

© **Richard Rabensaat [Dez 2020]**

Verlinkung gerne | Abdruck und weitere Verwendung nur nach Rücksprache mit dem Autor

www.rabensaat.de

richard.rabensaat@web.de